eurs nicht noch weiter zurückgehe. Es habe in Rußland, so schrieb das genannte Organ im April 1890, die Absicht bestanden, im nördlichen Eismeere einen Kriegshafen zu bauen, aber dazu habe sich in den maßgebenden Kreisen wenig Neigung bemerken lassen. Das Eismeer sei nämlich fortgesetzt der Schauplatz von Reibereien zwischen schwedischen und deutschen Fischern und so lägen auch im Baltischen Meere die Verhältnisse, ja die schwedischen Fischer trieben dort ein geradezu räuberisches Unwesen. Da nun Deutschland auf Grund einer 1882 im Haag getroffenen Vereinbarung nur gewöhnlich so auch im Frühjahr 1890 die Kreuzercorvette „Victoria" in die Nordsee zum Schutze der deutschen Seefischer entsandt habe, so entstehe für Rußland die Frage, daß es auch seinerseits seine Interessen in der Ostsee wahren müsse. Kurz und gut, der Bau eines Hafens in Libau sei unerläßlich, doch daß dies ein Kriegshafen größter Art werden würde, blieb verschwiegen, und erst ein in der „Post" erschienener Artikel „Libau, Handels- oder Kriegshafen?" stellte die thatsächlichen Verhältnisse im Frühjahr 1890 klar. Seit etwa 18 Monaten sind nun, 11 Meilen von der deutschen Grenze, die Arbeiten in Libau im regsten Gange, nur während der Monate December, Januar und Februar herrschte in der nördlich Libau bei Tron-Lebebhof entstandenen Arbeiterstadt „Neu-Libau" die regste Thätigkeit. Erst in jüngster Zeit sind, wie die uns vor drei Tagen zugegangenen „Russkoje Sbisnj" zu melden weiß, wiederum 1000 Arbeiter aus dem Innern Rußlands zu dem Bau herangezogen worden. Trotz der großen Bedeutung dieses Hafens finden sich in der deutschen wie in der russischen Presse so gut wie gar keine Berichte über das Fortschreiten des Baues, und das, was darüber zu lesen war, ist durchaus geeignet, falsche Vorstellungen zu erwecken.

Deutsches Reich.

§§. **Berlin**, 20. Mai. Zwei Forderungen sind es vornehmlich, welche in der Agitation der „Freisinnigen" regelmäßig wiederkehren und ihnen willkommenen Stoff liefern in den Versammlungen und den Beifall der urtheilslosen Massen liefern. Einmal die Gewährung von Tagegeldern für die Reichstags-Abgeordneten und dann die Einführung des directen, gleichen und allgemeinen Wahlrechts für alle Landtags- und Communalwahlen. In den Diäten erblicken sie angeblich eine größere Bürgschaft der Wahlfreiheit, indem die Auswahl der Candidaten erleichtert, die Liste der letzteren vergrößert wird. Dabei wird auch regelmäßig behauptet, daß die Diätenlosigkeit die Schuld trage an der häufig eintretenden Beschlußunfähigkeit des Reichstags. Das Reichstagswahlrecht erscheint den „Freisinnigen" angeblich als das allein berechtigte, als das ideale Wahlsystem. Doch wenn die Herren so gern auf England, das „strenge parlamentarische" Musterland, verweisen, vergessen sie gewöhnlich, ihren Zuhörern mitzutheilen, daß in England den gewählten Abgeordneten keine Diäten bewilligt sind und daß es in England kein allgemeines, gleiches Wahlrecht giebt. Und daß die Diätenzahlung nicht vor Beschlußunfähigkeit schützt, kann man seit vier Wochen recht deutlich an unserem Abgeordnetenhause erkennen, dessen Mitglieder zwar regelmäßig ihre Diäten beziehen, aber zum Theil doch sehr unregelmäßig in den Sitzungen erscheinen. Seit Wochen weist das Haus der Abgeordneten große Lücken auf und ist fast regelmäßig beschlußunfähig. Daß dies nicht festgestellt wird, liegt lediglich daran, daß von keiner Seite namentliche Abstimmungen beantragt werden und daß hier eine andere Geschäftsordnung maßgebend ist wie im Reichstage, daß hier nicht wie dort der einzelne Abgeordnete vor jeder Abstimmung berechtigt ist, die Beschlußfähigkeit „anzuzweifeln" und die Auszählung der Anwesenden herbeizuführen. — Was aber die „freisinnige" Liebe zum allgemeinen Wahlrecht betrifft, so wird daran von keiner Seite geglaubt. Die „Freisinnigen" sind sich sehr klar darüber, daß, wenn dieses Wahlrecht eingeführt würde, die Zahl ihrer Vertreter im Landtage und in den städtischen Vertretungen sich noch mehr verringern und sie bald ganz durch Socialdemokraten ersetzt werden würden. Aber es ist das ein recht bequemes Agitationsthema, da die Herren Richter und Rickert sehr wohl wissen, daß sie die Verwirklichung ihres angeblich so dringenden Wunsches nicht zu befürchten haben, weil den anderen Parteien und der Regierung das Staatswohl zu sehr am Herzen liegt, um zu so gefährlichen Experimenten die Hand zu bieten. Auch gestern bei der Debatte über die „freisinnigen" Anträge über die Reform des Landtagswahlgesetzes erklärten sich die beiden „freisinnigen" Führer nicht gerade sehr dringlich für das Reichstagswahlrecht. Aber während alle anderen Parteien offen rundweg einen solchen Vorschlag ablehnten, erklärte sich der demokratische Centrumsmann Herr Lieber damit einverstanden, denn die Ultramontanen wissen die großen Massen ebenso als „Stimmvieh" zu gängeln, wie die Socialdemokraten und die „Freisinnigen". In Wahrheit ist „Verstand nur bei Wenigen zu finden", und die rohen, unwissenden und ungebildeten Einundzwanzigjährigen, denen wohl auch die „freisinnigen" und ultramontanen Abgeordneten schwerlich die Verfügung und Entscheidung über die Wohlfahrt und das Interesse ihrer, d. h. dieser Abgeordneten, privaten Angelegenheiten überlassen würden, scheinen doch gewiß nicht berufen, in den schwierigsten Staatsfragen abzuurtheilen. Und wenn wir die Wühlerei, den Lärm und die Agitationen, welche die Reichstagswahlen mit sich bringen, statt sie auch noch auf andere Wahlen zu übertragen, durch eine Reform des Reichstagswahlrechts vermindern könnten, so wäre das jedenfalls politisch weiser und richtiger, als den umgekehrten Weg zu betreten. Mindestens müßte die Altersgrenze für das active Wahlrecht das dreißigste Jahr abgeben. Das wäre auch eine positive Maßnahme gegen die Socialdemokratie.

|| **Berlin**, 20. Mai. Wie wir hören, ist der Oberst Meckel zum Chef der Abtheilung für Kriegsgeschichte des großen Generalstabs ernannt worden. Oberst Meckel entstammt, aus Opladen gebürtig, der Rheinprovinz. Sein Vater war in dem genannten Ort Notar. Er trat im 68. Infanterieregiment ein, bei welchem er am Feldzuge 1866 Theil nahm. Nach demselben besuchte er die Kriegsakademie, wurde ins 82. Regiment versetzt und that Dienst beim Feldartillerieregiment Nr. 10. Im Kriege 1870/71 war er Generalstabsoffizier. Nach demselben wurde er Lehrer der Taktik an der Kriegsakademie, darauf trat er ein mehrjähriges Commando nach Japan zur Reform der dortigen Kriegsakademie an, alsdann wurde er etatsmäßiger Stabsoffizier im 57. Infanterieregiment und commandirte seit etwa 1½ Jahr das 87. Regiment in Mainz. Meckel, ein gewandter Militairschriftsteller und tüchtiger Redner, ist gleichwohl auf dem eigentlichen Gebiete der Kriegsgeschichte bisher noch nicht hervorgetreten, vielmehr bewegte sich seine Thätigkeit ausschließlich auf dem Gebiete der Taktik und des Generalstabsdienstes. Er gab heraus die „Lehre von der Truppenführung", die 2. Auflage „Des Dienstes des Generalstabes" (die 1. rührte von dem verstorbenen Kriegsminister v. Bronsart her) und zuletzt „Ein Sommernachtstraum". Seit der letzten in Japan verfaßten Schrift, mit der Meckel sich in schroffen Widerspruch mit den nun maßgebend gewordenen taktischen Anschauungen setzte, hat er sich in taktischen Fragen zurückgehalten. Ein großer Verehrer der napoleonischen Strategie und vor allen Dingen der napoleonischen Schlachtleitung, dürfte er als Leiter der Abtheilung für Kriegsgeschichte zunächst die Kriege 1813—1814 in Angriff nehmen, weil das beste Material noch in dem Archive des Generalstabs liegt. Ob außerdem die begonnene Herausgabe der „Kriege Friedrich's des Großen" fortgesetzt werden wird, wenigstens in der bisherigen Form, das erscheint fraglich. Manche würden das indessen immerhin bedauern. Zunächst dürften die Fortsetzungen aus dem amtlichen u. s. w. Nachlasse Moltke's ihren Fortgang nehmen. Uebrigens ist Meckel kein Akademiker, er hat das Gymnasium, dagegen keine Universität besucht. Nach der Auffassung der Gelehrten wird also der neue Leiter der Abtheilung kein Mann do pur sang sein und von diesem Gesichtspuncte aus wird seine Wahl für die heute so ungemein wichtige Stellung mit beurtheilt werden.

— Gutem Vernehmen nach wird der König von Schweden auf der Rückreise nach Stockholm dem deutschen Kaiser einen Besuch abstatten.

— Das Panzerfahrzeug „Siegfried", welches den Kaiser auf der Nordlandsreise begleiten soll, wird am 27. Mai von Wilhelmshafen nach Kiel gehen.

— Dem Vernehmen nach dürfte sich der Bundesrath demnächst mit einem Antrage zweier seiner Ausschüsse über die Festsetzung der Verwaltungskosten-Vergütung für die Zuckersteuer beschäftigen. Der Bundesrath soll darin aufgefordert werden, zu beschließen, daß für die Dauer der Gültigkeit des Gesetzes vom 9. Juli 1887, jedem Bundesstaate für die Erhebung und Verwaltung der Materialsteuer und der Verbrauchsabgabe je 4 vom Hundert der in seinem Gebiete zur Berechnung gekommenen Brutto-Solleinnahme vergütet und daß für die Erhebung der bei der Entnahme von Zucker und zuckerhaltigen Erzeugnissen aus Niederlagen zurückgezahlten Materialsteuer- bezw. Verbrauchsabgabe-Vergütung den Bundesstaaten eine besondere Verwaltungskosten-Vergütung nicht gewährt wird. Bekanntlich erreicht die Geltung des Gesetzes vom 9. Juli 1887 mit dem Ablauf des Monats Juli im laufenden Jahre ihr Ende.

— Die vom Reichs-Gesundheitsamte einberufene Commission zur Berathung eines Gesetzentwurfs, betreffend die einheitliche Regelung des Giftverkehrs, hat in einer am letzten Montag stattgehabten Sitzung ihre Arbeiten fortgesetzt. Man wird wohl kaum fehlgehen, schreibt die „Apotheker-Zeitung", wenn man annimmt, daß die Materie nicht durch eine Reichsverordnung, sondern auf einem ähnlichen Wege, wie die Vorschriften über die starkwirkenden Mittel, ihre Erledigung finden wird.

— In einem giftigen, von Furcht und Haß eingegebenen Ausfall gegen das „Aussöhnungs-Capitel, das seit einigen Tagen von der Bismarck'schen Hausmeierpresse in so kräftiger Weise cultivirt wird", sagt die „Germania" Folgendes: „Was aber die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betrifft, so geben wir gewiß einem weit verbreiteten Gefühl Ausdruck, wenn wir sagen: Gott sei Dank, daß die Leitung den Bismarck'schen Händen entrückt ist und in denen des Grafen von Caprivi ruht!" Das glauben wir der „Germania"!

— Der Architekten-Verein in Berlin hat beschlossen, nunmehr ein Programm aufstellen zu lassen, welches für die Bewerbung um den Situationsplan einer Weltausstellung bestimmt ist.

— Die Deutsche Colonialgesellschaft beabsichtigt, eine Siedelungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika ins Leben zu rufen, nachdem die deutsche Reichsregierung derselben ein für Siedelungszwecke geeignetes Gebiet, Klein-Windhoek, welches auf der Grenze zwischen Damara- und Namaland gelegen ist, zur Verfügung gestellt hat. Es wird beabsichtigt, Deutschen, welche sich in Klein-Windhoek als Viehzüchter und Farmer niederlassen wollen, selbst aber nicht ganz ohne Mittel sein dürfen, den Anfang und die Gründung ihrer Existenz zu erleichtern, einerseits durch kostenlose Hergabe von Land zur Heimstätte und durch Zuweisung des Rechts der Weidenutzung, ferner durch Gewährung eines baaren Vorschusses gegen mäßige Verzinsung, endlich durch Unterstützung beim Erwerb des Zuchtviehs. Um die Betheiligung an diesem ersten deutschen Siedelungsunternehmen weiteren Kreisen zu erleichtern, sind die Antheilsscheine auf den Einzelbetrag von 200 ℳ bemessen und wird es auch Gesellschaften gestattet, als Körperschaft zu erwerben. Der Ansiedelungsplan, über welchen die Deutsche Colonialgesellschaft nähere Auskünfte ertheilt, ist in folgender Weise entworfen und von der Colonialabtheilung des Auswärtigen Amtes genehmigt:

1) Die Ansiedler in Klein-Windhoek empfangen Schutz für Personen und Eigenthum von der Schutztruppe, welche in dem eine halbe Stunde entfernten Groß-Windhoek stationirt ist. 2) Jedem gegen einer Ansiedlerurkunde erhält von dem Syndicat unentgeltlich 3 bis 4 Morgen bewässerungsfähiges Land zur Anlage eines Gartens und Ackers und Errichtung der Wohngebäude. 3) Jeder Ansiedler hat das Recht der Nutzung des zu Klein-Windhoek gehörigen umfangreichen Weidefeldes. Hierfür zahlt er eine jährliche geringe Abgabe, die von der Siedelungsgesellschaft unter Zustimmung der Colonialverwaltung festgesetzt wird. 4) Als Ansiedler in Klein-Windhoek werden solche Personen zugelassen, die großjährig sind, einiges Capital zu Handen haben und in der Lage sind, einen eigenen, geordneten Hausstand in Windhoek zu gründen. Solchen Personen gewährt das Syndicat auf Verlangen auch einen verzinslichen Vorschuß, um ihnen die Begründung des Hausstandes zu erleichtern. 6) Die Ansiedler, welche sich in Windhoek niederlassen wollen, werden bei ihrem Eintreffen in Walfischbai empfangen werden und wird ihnen jede irgend mögliche Unterstützung und Erleichterung bei ihrer Niederlassung, bei dem Bau der Wohnhäuser, bei der Beschaffung ihres Viehstandes ꝛc. gewährt. 7) Die Deutsche Colonialgesellschaft sendet einen ersten Dampfer am 15. Juni von Hamburg nach Walfischbai, welcher eine günstige und preiswerthe Gelegenheit für die Ueberfahrt bietet.

— Mit der Proclamation, die der Präsident der Vereinigten Staaten am 15. v. M. hat veröffentlichen lassen, sind alle Vorbedingungen erfüllt, an die das Inkrafttreten des am 15. Januar d. J. in Washington abgeschlossenen Uebereinkommens zwischen dem Reiche und den Vereinigten Staaten von Amerika über den gegenseitigen Schutz der Urheberrechte geknüpft worden war. An dieser Stelle ist jüngst ausgeführt worden, in wie weit dieses Uebereinkommen als ein Fortschritt gegen den bisherigen Zustand zu betrachten sei. Wenn sich inzwischen in den Vereinigten Staaten eine Strömung bemerkbar macht, um den den Kunstwerken eingeräumten Schutz auch auf die Erzeugnisse der Literatur zu übertragen, so wird man das hier dankbar anerkennen. Indessen sollten, so lange der Geist, der in der Mc. Kinley-Bill zum Ausdruck gekommen ist, in den Vereinigten Staaten vorherrscht, die Erwartungen in dieser Beziehung nicht zu hoch gespannt werden.

— Die Teufelsaustreibung in Wemdingen hat in der ultramontanen Presse sehr verschiedene Beurtheilung gefunden. Die „Germania" weiß noch nicht, ob sie an den Teufel oder an die Vernunft glauben soll und schweigt deshalb hartnäckig. Die „Kölnische Volkszeitung" hatte sich mißbilligend zu dem Vorgange geäußert. Noch schärfer urtheilt die „Tremonia":

„Wir wollen hier die principiell theologische Frage, ob Besessenheit heute noch möglich ist, nicht erörtern, auch den Untersuchungen der geistlichen Behörde nicht vorgreifen, aber soviel kann gesagt werden, daß der Bericht der „Kölnischen Zeitung", falls er echt wäre, für die kirchliche Behörde unabweisbar Veranlassung sein würde, den Geisteszustand des P. Aurelian untersuchen zu lassen. Jeder ernste Katholik kann über den Blödsinn nur lachen und den Mann nur bedauern, der mit solcher Leichtgläubigkeit und Leichtfertigkeit im Urtheil die Auslagen eines zehnjährigen Jungen für baare Münze genommen hätte. Damit ist die Sache für uns abgethan, sie ist zu dumm, um sie den Lesern ausführlich zu erzählen."

— Ueber diese gottlosen Aeußerungen des ultramontanen Blattes, bei denen sich wahrscheinlich auch die Haare der teufelsgläubigen „Kreuzztg." sträuben, ist ein anderer Theil der katholischen Presse sehr entrüstet; die „Augsbg. Ztg." beweist, daß Derjenige kein gläubiger Christ sein könne, der die Möglichkeit und Wirklichkeit der Besessenheit leugnen würde. Und die „Deutsche Reichsztg." in Bonn kämpft in folgender Weise gegen die ungläubigen Genossen an:

„Daß Besessenheit auch heute nicht unmöglich ist, das ist keine Frage, darin stimmen alle Katholiken überein, sonst würde auch unser heiliger Vater Leo XIII. sich nicht erst jüngst wieder mit dem Exorcismus befaßt und zu seiner Anwendung aufgefordert haben. Daß der Bericht der „Köln. Ztg." nicht echt wäre, haben wir keinen Grund anzunehmen. Inwiefern alsdann P. Aurelian auf seinen Geisteszustand untersucht werden müsse, sehen wir nicht ein. P. Aurelian hat mit Erlaubniß seines Bischofs gehandelt, und diese Erlaubniß wird nicht gegeben, wenn nicht Kriterien da sind, welche auf Besessenheit hinweisen; insofern hätte P. Aurelian „nicht die Aussagen eines zehnjährigen Jungen für baare Münze angenommen", sondern die Manifestationen des Satans angehört. Die Erlaubniß zur Exorcisation erhielt P. Aurelian am 10. Juli 1891 vom hochw. Herrn Bischof Leonrod von Eichstädt. Am 12. Mai 1891 hatte aber schon der hochw. Herr Bischof von Augsburg den Knaben für besessen erklärt. Was nun die Ursache der Besessenheit anbelangt, so müssen wir bemerken, daß P. Aurelian seinen Bericht nicht für die „Köln. Ztg." gemacht hat, in die er nur durch eine Indiscretion hineingerathen sein kann, es ist offenbar, daß er einfach die Manifestationen Satans niederlegte, wahrscheinlich für seinen Oberen. Dazu hat er jedenfalls ein Recht, und ihn deshalb für verrückt zu erklären, geht nicht an. Bezeichnend ist übrigens die Auffassung der „Tremonia" dafür, daß der liberale Zeitgeist auf manche auch gutgesinnte Katholiken in gewissen Beziehungen Einfluß gewonnen hat."

Wenn es im klerikalen Lager so weiter geht, wie neuerdings, dann dürfte dieser „Einfluß des liberalen Zeitgeistes" sich bald noch stärker geltend machen.

— Der vormalige Cultusminister Graf Zedlitz ist von hier wieder abgereist, nachdem der Erfolg der ärztlichen Behandlung, welcher er sich unterzogen hatte, festgestellt ist.

— Der „Reichsanzeiger" veröffentlicht eine Anweisung der preußischen Minister des Innern und für Handel und Gewerbe, betreffend das Verfahren bei Berichtigungen der Quittungskarten für die Invaliditäts- und Altersversicherung (§§. 125 und 127 des Invaliditäts- und Altersversicherungs-Gesetzes). Die Verordnung erstreckt sich auf Fälle, in welchen zu viel Marken in die Quittungskarten eingeklebt sind und zu wenig. Des Weiteren auf Fälle, in welchen Marken einer zu niedrigen und zu hohen Lohnclasse verwendet sind und in welchen die Marken einer unrichtigen Versicherungs-Anstalt beigebracht sind, auf die Beibringung von Zusatzmarken und auf die Uebertragung der alten Karten in die neuen.

— Dem Centralausschuß der vereinigten Innungs-Verbände sind von dem Kaiser und vom Fürsten Bismarck Dankschreiben für die überreichten Protokolle des Berliner Handwerkertages zugegangen. Das Schreiben des Kaisers enthält einen formellen Dank aus dem Civilcabinet, das des Fürsten Bismarck lautet: „Das Protokoll des letzten Handwerkertages habe ich mit dem lebhaften Interesse eingesehen, welches ich der Förderung des Handwerks entgegenbringe, und mich über die Ausdehnung der Betheiligung gefreut, welche das Register nachweist. Ich bitte Sie und die Herren des Vorstandes, meinen verbindlichsten Dank entgegenzunehmen".

— Heute hat im Reichsamt des Innern eine Conferenz stattgefunden, welche sich mit Fragen der Hochseefischerei beschäftigte.

— S. M. Fahrzeug „Loreley", Commandant Corvetten-Capitän Graf v. Moltke I., ist am 19. d. M. in Saloniki angekommen und beabsichtigt am 21. d. M. nach Piräus in See zu gehen. S. M. Kanonenboot „Iltis", Commandant Capitän-Lieutenant Müller, ist am 19. d. M. in Nagasaki eingetroffen.

— Graf Herbert Bismarck, seine Braut und Gräfin Hoyos nebst Tochter Margarethe haben sich heute Mittag um 11 Uhr 54 Minuten nach Schönhausen begeben, von wo dieselben Abends gegen 8 Uhr zurückerwartet werden. Dieselben werden morgen ihre Reise nach Friedrichsruh fortsetzen. — Die „Post" schreibt: „Die in Berliner Gesellschaftskreisen verbreitete Annahme, als wäre die Braut des Grafen Herbert Bismarck, Comtesse Margarethe Hoyos, katholisch, ist nicht zutreffend. Wohl ist die durch die spanischen Habsburger nach Oesterreich übersiedelte Familie katholisch, aber durch die Verheirathung des Vaters mit einer Engländerin Miß Alice Whitehead, einer Protestantin, sind die aus der Ehe entsprossenen Töchter im evangelischen Bekenntniß erzogen. Der Bruder der Gräfin Hoyos, Mr. Whitehead, ist mit einer Schwester der Erbprinzessin von Ratibor geborene Gräfin Brennner verheirathet."

* **Hamburg**, 20. Mai. Wie der „Voss. Ztg." gemeldet wird, hat eine Localinspection von Brandhältel an der Mündung des Nordostseecanals seitens höherer Officiere und Ingenieure zu dem Beschluß geführt, bei Dorf Groten an der Elbe mehrere Forts und Ladeplätze anzulegen.

---

war sie eigentlich? Arthur klagte sie des Treubruchs an, er verachtete sie. Die Schuld der Mutter hing ihr nach, warf ihren Schatten über sie, wälzte sich auf sie und begrub sie.

Erich war unglücklich — durch sie — getrennt von seinen Eltern, die er liebte. — Alles um ihretwillen — und was war sie ihm denn? Wahnsinn, grausiger Spuk das Ganze. „Er hatte einmal Ja gesagt, er mußte dabei bleiben" — das war es. O Gott! was sollte sie thun — wohin konnte sie fliehen — fort! fort von hier — fort! aus dem Leben! — — Dann, ja dann kam Ruhe — das war die Lösung — die einzige. Da unten in dem feuchten Wellengrab wurde Alles gelöscht — Erich wurde frei, und Arthur — mußte später vielleicht, daß sie nicht untreu gewesen, daß sie nicht anders gekonnt. Arthur! Arthur! Es stieg so wild herauf, es war so furchtbar.

Angela hatte sie ein paarmal schon von der Seite angesehen und war in die Kammer gegangen. Die Lisa war so zart gewöhnt, wenn sie nur nicht noch dumme Dinge machte.

Auf Lisa's Hirn lag es wie ein bleierner Druck. Wie eine graue Decke senkte es sich über sie herab, es wurde immer dunkler. „Hinunter, hinunter!" murmelte sie. Ihr war, als versinke sie allmälig, sich noch wehrend anfangs, vergeblich, immer tiefer, immer tiefer. Die gelben Fluthen rauschten um sie her — und überall sah sie ein Gesicht, ein schreckliches, ihr Qual bringendes Gesicht, das des alten Malers Volgersen.

Sie fuhr empor, ein Schrei wollte sich ihren Lippen entringen, sie drängte ihn zurück. Sie lief in die Kammer, nahm Hut und Tuch, eine unsichtbare Macht trieb sie, sie wußte kaum, was sie that. So lief sie die Treppen hinunter und aus dem Hause. Ueber den Platz in die Alleen — dort wimmelte es noch von Menschen — im Stadtpark war Concert — dicht gedrängt stand eine lärmende Menge draußen vor dem Gitter, Mädchen am Arm ihrer Liebhaber, Jungen, welche sich balgten, jodelten und schrien — sie eilte durch das Gewühl, immer gerade aus, nicht rechts, nicht links schauend. Ein übermüthiger Lehrbursche pfiff gellend dicht an ihrem Ohr, sie schrak zusammen und besann sich. Wohin wollte sie eigentlich? Vorwärts — hinunter zu den gelben Fluthen! Dort war Ruhe — sie sah plötzlich die Wasser zusammenschlagen über ihrem Haupt — es mußte dann still werden — eben — glatt — nein! Das schreckliche Gesicht, es spiegelte sich wieder in dem stillen Wasser. Sie preßte ihr Taschentuch an den Mund, sie rannte noch hastiger als vorhin, durch die Blumenanlagen unterhalb der Terrasse, gerade auf die Elbe zu. Das Dampfschiff lag da am Landungsplatz, es war leer; es hatte seine letzte Fahrt gemacht für heute. Weiter hinunter am Quai war es still und öde. Die Laternen warfen nur hier und da einen Lichtschein, sonst war es dunkel — Nacht. Nacht auch in ihr — vorwärts! Vorwärts!

Bei der Albertbrücke lag viel Bauholz aufgestapelt, sie schlüpfte zwischen den Bretterhaufen hindurch, unten bei dem Brückenpfeiler warf die Gaslaterne von oben einen kreisförmigen Schein auf das Wasser. Das rauschte so leise, so friedlich einladend dahin. Sie stand tief vornüber gebeugt und starrte hinab.

Ha! Sie schrie diesmal gellend laut auf — das entsetzliche Gesicht, Volgersen's breites Gesicht spiegelte sich da leibhaftig in dem runden Lichtkreis auf dem Wasser — sie warf die Hände in die Luft und stürzte hinab. Klatschend schlug das Gewicht ihres Körpers auf die Wasserfläche.

„Ho! ho! nanu! tolles Ding!" rief eine Stimme, eine kräftige Männergestalt stand da, wo Lisa eben noch gestanden. Er beugte sich hinab und erfaßte einen weißen Arm, der aus der Fluth emporragte, mit einem kräftigen Ruck hob er den leichten Körper und legte ihn auf den weichen Sand am Ufer nieder. Der Mond, der bis dahin hinter den Wolken verborgen gewesen, trat gerade hervor, es mußte bald Vollmond sein, die Scheibe goß mit silberner Klarheit ihr Licht über die Scenerie. Lisa lag mit geschlossenen Augen, besinnungslos, Volgersen — denn er war es — betrachtete mit seltsamen Ausdrucke das junge schöne, blasse Gesicht.

„Was fängt man nun an", brummte er endlich und sah spähend umher, „das kalte Bad wird sie schon verwinden, aber man muß sie doch unter Dach und Fach schaffen."

Er war bei Freunden in Leschwitz gewesen und an dem schönen Abend zu Fuß zurückgekehrt. Es war spät, mußte bald 11 Uhr sein. Er hatte da eben auf der Brücke eine Weile gestanden und seinen Gedanken nachgehangen, da war ihm das einsame Frauenzimmer aufgefallen, das da zwischen den Bretterhaufen umherirrte. Er war hinabgestiegen, um nachzusehen, was sie da suche und beginne, und war just zur rechten Zeit gekommen. Hm, die Lisa Peters, was war ihr denn nun eingefallen! Am Nachmittag hatte er sie noch am Arm ihres Bräutigams, des Doctor Weisler, gesehen, mit dem sie ja wohl übermorgen Hochzeit machen wollte — sie hatte sich also doch rasch getröstet.

„Heda!" Ein Arbeiter kam des Weges, Volgersen rief ihn an. „Helfen Sie mir einmal rasch einen Wagen, mein Guter — ich habe hier eine Ohnmächtige."

„Wie? Was?" Der Mann eilte herzu, ein Trinkgeld machte ihn geschmeidig. „Ach! Herrejes! Die hat im Wasser gelegen", sagte er und lief spornstreichs davon.

Volgersen setzte sich auf die Bretter und bettete Lisa's Kopf auf seinen Knien. Er versuchte ihre Glieder zu reiben, er tastete nach dem Puls und Herzschlag. Wer ihn so gesehen hätte, würde sich über ihn gewundert haben, über die sanfte Zartheit seines Gebahrens. Lisa schlug die Augen auf, sie starrte entsetzt in das jetzt freundliche und gutmüthige Antlitz, das sich über sie beugte. Das graue Haar sah im Mondlicht silbern aus, die harten faltenreichen Züge weich und milde — Lisa richtete sich empor, das Bewußtsein kehrte ihr zurück, jetzt auch das Erkennen. Ihre Mienen drückten plötzlich die Angst, die furchtbare Abwegung aus, welche sie vor dem Menschen empfand, ihre Hände streckten sich abwehrend ihm entgegen, sie wollte sich erheben, sich auf ihre Füße stellen — wo war sie denn? Was war geschehen? Es verwirrte sich wieder Alles im Nebel, sie taumelte und sank aufs Neue zu Boden.

Jetzt kam im raschen Trabe der Wagen heran. Volgersen nahm ohne weiteres Besinnen die leichte Last auf seine Schultern und trug sie bis zur Fahrstraße. Einen Augenblick zögerte er, welche Adresse er dem Kutscher geben sollte — es war wie ein kurzer Kampf in ihm — dann nannte er den Namen seiner Wohnung. Sie lag nicht weit entfernt, am Ausgang der Anlagen, am Fuße der Terrasse. Hier angekommen, empfing ihn seine alte Haushälterin oben auf dem Flur, er unterrichtete sie rasch von dem Bevorstehenden, gab in seiner kurzen bestimmten Weise seine Befehle. Lisa wurde aus dem Wagen gehoben und die Treppe hinaufgetragen. Thekla's Zimmer war noch in dem Stande geblieben, wie sie es verlassen, dorthin befahl Volgersen, daß man Lisa bringe.

Während die Haushälterin und das Mädchen sich um die Leblose bemühten, sie entkleideten und ins Bett legten, wanderte Volgersen unruhig in seinen großen, schön geschmückten Räumen auf und ab. Die Frage der Dienstleute, ob ein Arzt geholt werden sollte, hatte er barsch verneint.

„Sie hat ja kaum Wasser geschluckt", sagte er zu sich, „wird schon von selber wieder auf die Beine kommen."

Je weniger Aufhebens davon gemacht wurde, desto besser.

Hm — mußte er auch gerade des Weges daherkommen und sie herausziehen — hatte doch wohl so sein sollen — sonst läge sie da unten still und kalt, und es gäbe kein Erwachen mehr für sie.

Wie sie sich vor ihm entsetzt hatte, als sie ihn erkannte — denn erkannt hatte sie ihn — und was hatte sie denn in den Tod getrieben? Liebeskummer schwerlich, sie wollte ja Hochzeit machen mit dem Andern — Arthur hatte ihm noch gar nicht geantwortet auf die Nachricht, welche er ihm mitgetheilt.

Volgersen's Schritte wurden immer rascher, er ging rastlos auf und ab. Dummes Zeug! Er war doch kein Phantast und hirnverbrannter Träumer. Gesunder, nüchterner Sinn, das war die Hauptsache. Das Leben nehmen von der richtigen Seite, die Hand ausstrecken nach Dem, was erreichbar war, fest zufassen, sicher und geschickt.

Er hielt inne und blickte aus dem Fenster auf die mondbeschienenen Anlagen hinab. „Sicher — geschickt!" — Er hatte sich in seinem Leben stets gerühmt, daß er das verstände, er hatte meistens glückliche Griffe gethan. Ueberall seinen Vortheil und das große Publicum im Auge, er hatte einen Instinct für Das, was zieht und packt, und war immer mit dem großen Strom geschwommen. Hatte er denn in letzter Zeit Bummel — dumme Streiche gemacht — in seinen alten Tagen? Die Geschichte mit Thekla war ihm fatal — er hatte nicht daran gezweifelt, daß sie es schließlich ganz zufrieden sein würde, sich so gut zu versorgen. Mein Gott! er hatte etwas zu bieten, ein hübsches Vermögen, eine geachtete Stellung, einen bedeutenden Künstlernamen. Was wollte sie denn mehr? Nebenbei war sie eine kühle Natur, die auch keine Leidenschaft für einen Andern hegte. Nun ja, wenn der Doctor Weisler in die Schranken getreten wäre, so würde er Bedenken gehegt haben. Der war jünger und auch eine gute Partie, aber der lief ja damals schon dieser schönen Lisa Peters nach. Nun war ihm Thekla gänzlich entschlüpft, es hatte sich merkwürdig glücklich Alles für sie gefügt, wohin hätte sie sonst flüchten sollen. Hm — fatal! fatal!

„Hast Dich da blamiert, alter Praktikus!" brummte er für sich. Das nagte schon lange an ihm. Und nun kam dieses noch dazu. Er hatte wieder sicher und fest zugegriffen, seiner Art gemäß, und der Erfolg schien sein Manöver gutzuheißen. Arthur war los von der Liebschaft, der festeste Keil, ihre anderweitige Heirath, dazwischen geschoben. Seine ursprünglichen Combinationen, daß damit auch der Doctor als möglicher Nebenbuhler für ihn aus dem Wege geräumt werden sollte, waren alle zugetroffen, und doch — verscheben das ganze Gewebe.

Konnte ihm eine Schuld zufallen an Lisa's Lebensüberdruß?

Unsinn! Und doch war ihm so katermäßig schlecht zu Muthe. Das zarte, blasse, kleine Ding hatte ihn merkwürdig gerührt. Sie war vielleicht nicht schlecht, ein unschuldiges Täubchen da unter den Geiern; es mußte doch viel in ihr vorgegangen sein, bis sie zu solchem Entschlusse kam. Sie war doch jung und hübsch und das Leben bot ihr noch Freuden.

Es war ein hartes Ding für sie, wenn sie anders war als die Ihren, dazwischen zu stecken.

Die Haushälterin trat ein und berichtete, daß die junge Dame jetzt aus ihrer Ohnmacht erwacht sei. Sie habe sehr aufgeregt gefragt, wo sie sich befände, und als sie es erfahren, flehentlich gebeten, sie nach Hause gehen zu lassen.

„Davon ist keine Rede — sie bleibt für diese Nacht hier — im warmen Bett. Haben Sie ihr heißen Thee gegeben? Nun gut — ich lasse ihr sagen, sie sei hier einstweilen gut aufgehoben, ihrer Mutter würde ich Nachricht geben."

Volgersen's Stimme war hart und herrisch, aber die alte Dienerin kannte ihn genau. Zornig war er nicht — mit diesem Mädchen, welches er aus dem Wasser gezogen, mußte es eine eigene Bewandtniß haben.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.